Eine Winternacht

Autor(en): **Rosegger, Peter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **6 (1916)**

Heft 53

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-646274

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 53 — 1916 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 30. Dezember

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Und weiter tobt der blut'ge Krieg.

Zum Jahreswechsel.

Von J. Howald.

Das alte Jahr ist reisefertig;
Es reicht zum Abschied mir die Hand.
„Geh' nur, denn für die Menschheit hattest
Du weder Herz, noch viel Verstand!"

Das alte Jahr zuckt jäh zusammen
Und deckt sein bleiches Angesicht.
Doch bald schaut's klar mir in die Augen,
Indem es leise zu mir spricht:

„Ach, immer wollte ich das Gute.
Mich hat der Mensch nur schlecht gemacht,
Und dafür muß er büßen . . . bluten . . ."
Vom Turm schlägt's dröhnend Mitternacht.

Schon geht es fort. Und augenblicklich
Tritt still das neue Jahr herein.
Ich halt es fest und frage bittend:
„Was wird der Menschheit Schicksal sein?

Das eine nur möcht ich ja wissen:
Hilfst du dem Frieden bald zum Sieg?"
Es senkt das Haupt; die Tränen rinnen . . .
Und weiter tobt der blut'ge Krieg.

Eine Winternacht.

Von Peter Rosegger.

Es sind nun Jahre vorbei, seit ich den Christmonat bei einem Freunde in Spital am Semmering zubrachte. In der Kammer wurde ich einmal zur Nacht plötzlich aus dem Schlafe geschreckt. Draußen auf dem Wege, der am Hause vorbeiging, war Lärm, ein lautes Durcheinanderreden von männlichen Stimmen, und Fackelschein drang durch das Fenster und zitterte in schiefen Tafeln auf der Zimmerdecke dahin. Als der Auftritt vorbei war, rief ich in die untere Stube hinab, wo mein Freund und Gastherr schlief: was es draußen gebe?

„Ja," gab der unter mir zur Antwort, „einen sechsjährigen Schulknaben suchen sie. Der ist gestern nach der Schule in Verlust geraten, wird sich verirrt haben. Soll gegen den Kaltenbach und das Stuhleck hingegangen und seitdem nicht mehr gesehen worden sein."

„Dummer Junge," murmelte ich und kroch wieder unter die warmen Decken. Mir war darunter aber nicht mehr behaglich, und nach einer Weile rief ich wieder in die untere Stube hinab: „Schläfst Du schon?"

„Nein," sagte mein Freund.

„Du," versetzte ich, „drin im Kaltenbach stehen ja ein paar Häuser."

„Ja, die stehen."

„Der Knabe wird doch so vernünftig gewesen sein und in einem derselben zugesprochen haben."

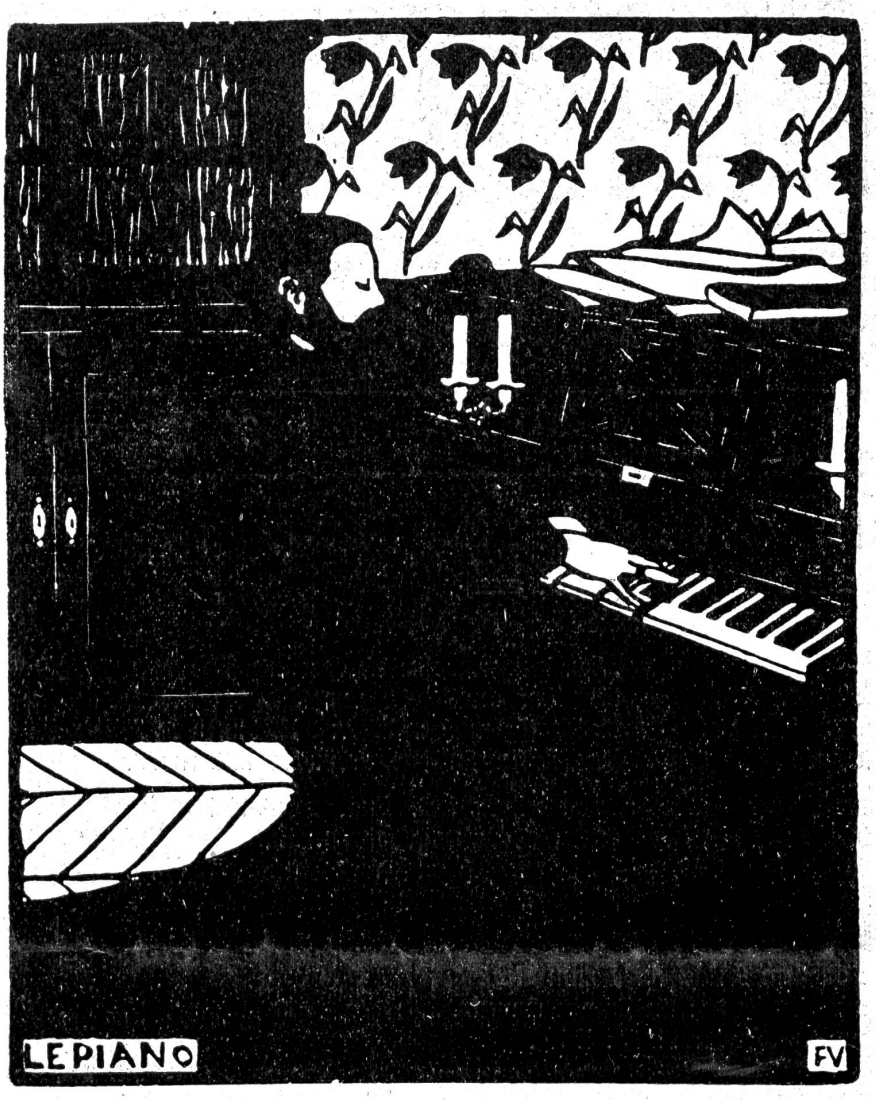
„Das glaube ich auch," lautete die Antwort, dann waren wir wieder still.

Doch mit dem Schlaf war's vorbei. Ein verirrter Knabe und eine Winternacht, und eine trostlose Mutter und etliche Menschen, die mit Fackeln in den Weiten umhersteigen und rufen — vergebens rufen, das sind Gedanken, die am Bette rütteln, an der Decke zerren, im Kopfe wühlen und sich endlich ins Herz hineingraben.

Ich sprang aus dem Bette und rief in die untere Stube hinab: „Ich will suchen helfen, gehst Du mit mir?" Keine Antwort.

„Wache auf!" schrie ich. In der untern Stube blieb es still, mein Freund war schon fort.

Rasch zog ich mich an, faßte meinen Bergstock und ging davon.



Felix Valloton . Holzschnitt

(Klischee aus „O mein Heimatland", Verlag G. Grunau, Bern)

Es war etwa zwei Uhr, die Nacht war finster und das Prickeln auf meinen Wangen und an meinen Händen sagte mir, daß es schneie. Aus der Schlucht, der Kaltenbach genannt, gewahrte ich ein paarmal das Schimmern der Fackeln. Dem eilte ich nach und erreichte einen Mann, der eine Laterne trug und Decken bei sich hatte, im Falle der Kleine halberfroren aufgefunden werden sollte.

„Wem gehört denn das Kind?" war meine Erkundigung.

„Wenn es hin ist, so tue ich mir was an," sagte der Laternenträger.

„Also gehört es Euch?"

„Nein!" rief er, „aber meine höllische Dummheit ist schuld." Und etwas später erzählte er: „Ich bin beim Rochusberger der Knecht. Der Knabe ist das Kind von unserer Christiana, die es vorigen Herbst aus Rettenegg mit herübergebracht hat. Sind gebürtige Retteneggerleut. 's ist aus der Weis', wie dieser Bub an seiner Mutter hängt, freilich sonst hat er niemand auf der Welt und im Haus wird er auch nur so herumgeschummelt; am allerbesten aufgehoben ist so ein Wesen gerad zu sagen in der Schul."

„Das ist richtig."

„Wie er von der Schul heimkommt, ist seine erste Frage allemal: Wo ist meine Mutter? So auch gestern nachmittags; ich bin vor der Stalltür just im Streuhacken, kommt er dahergetrippelt: „Wo ist meine Mutter?" So ein dalkert*) Fragen da! „Wo wird sie denn sein!" sage ich ärgerlich, denn ich habe just meinen Zahnwehtag. „Ins Rettenegg ist sie heut hinübergegangen, kommt nimmermehr zurück." — Er schaut mich an, steht ein Weilchen da und schaut umher — und ist nachher weg. Steht drauf nicht lang an, schaut seine Mutter, die Christiana, bei der Stalltür heraus: Ob das Franzerl nicht wäre dagewest?" „Ja," sage ich, „wird ins Haus gegangen sein." Wie wir aber später zu der Jausenmilch ins Haus gehen, ist kein Franzerl da. Sein neues Lodenjöppel ist auch weg. Der Christiana schmeckt die Milch nicht, sie schaut zu allen Fenstern hinaus. Ich gehe um den Hof herum und schrei nach dem Knaben; da sagt mir eine Nachbarin, sie hätte das Franzerl vor zwei Stunden gegen den Kaltenbach hineingehen sehen. Jetzt ist die höchste Zeit, daß ich's sag, denke ich, wie er etwa meinen Spaß für ernst gehalten hat. Unser Bauer schickt gleich ein paar Knechte aus, aber der Christiana haben wir noch immer nichts merken lassen und hat es geheißen, der Junge ist bei anderen Knaben unten auf dem Eisschützenplatz. Im Finstern kommen die Knechte zurück: sie hätten im Kaltenbach seine Spur verloren und wüßten nicht, was anfangen. Jetzt ist schon die Christiana da — ganz ruhig und kernfest, hätt's meiner Tag nicht vermeint, daß diese Frau so sein könnt — und sagt, sie verlange, daß alle Männer vom Spitalerdorf ausgehen, den Knaben zu suchen, und sie geht voraus in den Kaltenbach. Da ist's schon lang finstre Nacht. — Der himmlische Vater geb's, daß wir ihn beim Leben finden."

So hat's der Knecht der Rochusberger erzählt, und wir gingen weiter und weiter. Im Geleise des Schlittweges, auf welchem schon eine zarte Schichte neuen Schnees lag, sahen wir beim Schein der Laterne die Fußspuren derer, die uns vorangegangen waren. Auf freien Blößen, wo in den vorhergegangenen Sonnentagen der Schnee fest gebeizt worden war, trug uns seine Decke auch neben dem Wege, wozu ich bemerkte, das sei gut, weil wir nach Belieben herumsteigen könnten, und wozu mein Begleiter sagte, das sei nicht gut, weil der Knabe vielleicht nicht auf dem Wege geblieben sei, sondern über den tragenden

*) dummes, kindisches.

Schnee hin abgelenkt haben könne, so daß wir jetzt gar keine Mutmaßung hätten, wohin er gegangen sei.

„Weiß der Franzel den Weg nach Reutenegg?“ war meine Frage.

„Den kann er wissen, weil er im Spätherbst mit seiner Mutter auf demselben herübergekommen ist.“

„So wird es sein, daß er nach diesem Wege fortgegangen ist.“ Jesus und Maria!“ rief der Knecht, „dieser Weg geht ja über das Gebirge. Das wäre gar keine Möglichkeit jetzt in diesem Schnee!“

Ich kannte das Gebirge wohl, es war das hohe Stuhleck mit seinen steinigen Kuppen und stundenweit hingestreckten Almen.

Der Kaltenbachgraben ist lang; das Wasser, welches vom Gebirge niederkommt und in den sommerlichen Tagen so betäubend hinbraust, war streckenweise verhüllt unter Schnee und Eis. Die Stege, die darüber hinführten, waren schmal und schlüpfrig, so daß es keiner der Suchenden unterließ, unterhalb derselben mit seinem Lichte in den Bach zu leuchten. Wir trafen mit mehreren Männern zusammen, keiner hatte vom Knaben eine Spur entdeckt.

In einer der letzten Hütten des Kaltenbaches — wir weckten die Leute — wußte uns ein Weib zu erzählen, daß es tags zuvor, gerade schon ums Dämmern, an der Rabenwiese, die sich vom Tale gegen das Stuhleck hinaufzieht, die mit einer glatten Schneeschicht bedeckt war und über welche der Steig nach Rettenegg führt, daß es auf dieser Rabenwiese ein schwarzes Pünktlein gesehen hätte, welches sich ein wenig nach aufwärts bewegte. Das Weib habe noch ein Randel hingesehen und sich gedacht, wer das denn sein könne? für einen Menschen wäre es zu klein und für einen Raben zu groß. Es wäre dann finster geworden und sie hätte nicht weiter mehr dran gedacht.

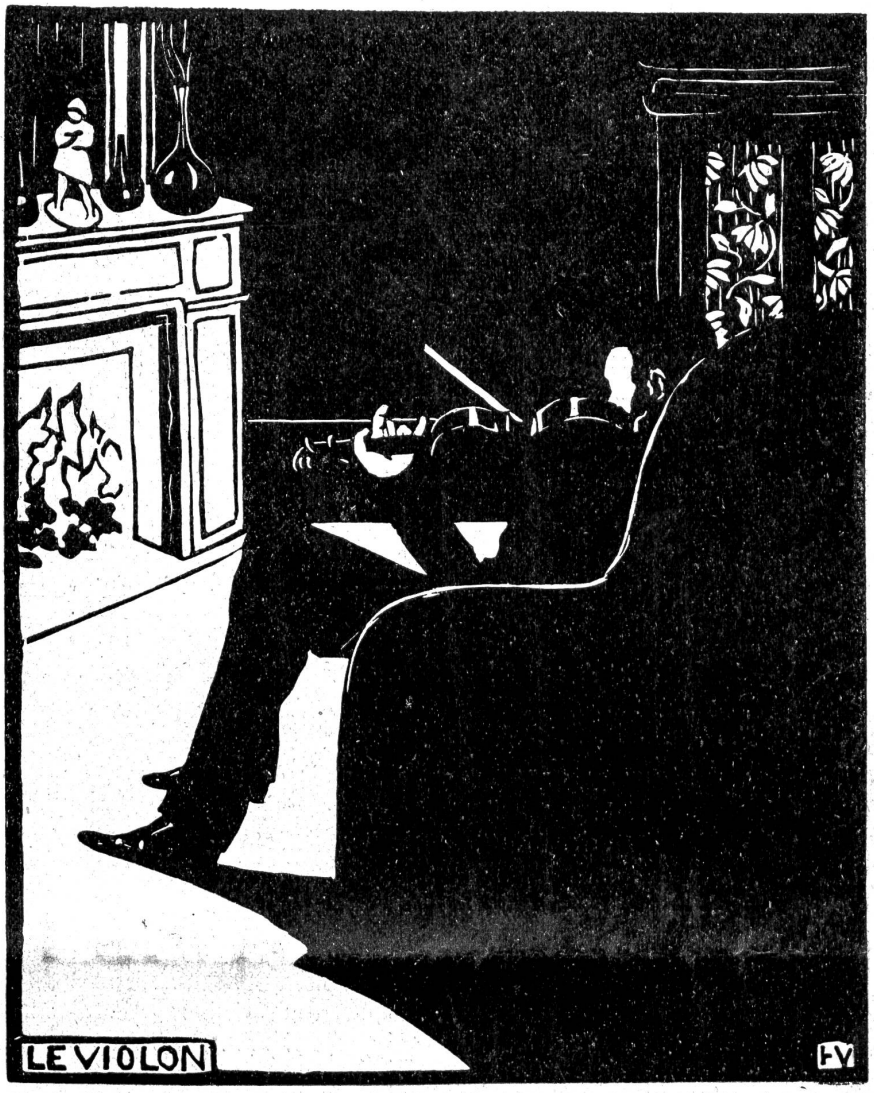
„Das ist der kleine Franzel gewesen!“ sagten nun die Leute. Wir mußten auf den Berg. In meinem Leben sind mir auf einer Alpenpartie die Füße nicht so leicht gewesen, als diesmal. Die Wege waren verschneit, aber der Schnee war hart und trug uns. An den Hängen liefen wir Gefahr, auf der ehernen Kruste abzurutschen, wir mußten unsere Stöcke und Stiefelabsätze mit Gewalt in den gefrorenen Schnee graben.

„Hier kann der Knabe ja nicht hinaufgekommen sein,“ meinte ich. „Zur Tageszeit und früh abends ist der Schnee nicht so hart,“ belehrte mein Begleiter, „da klebt die Sohle daran und man kommt vorwärts.“

So gingen wir weiter und kamen rascher vorwärts, als wir gedacht hatten. Die Steine und das Gestocke waren verlegt, die Schluchten von Schnee überbrückt. Oft standen wir still und riefen laut den Namen des Knaben. Auch an gegenüberstehenden Bergen riefen Leute nach dem Vermißten — aber es war keine Antwort und keine Spur.

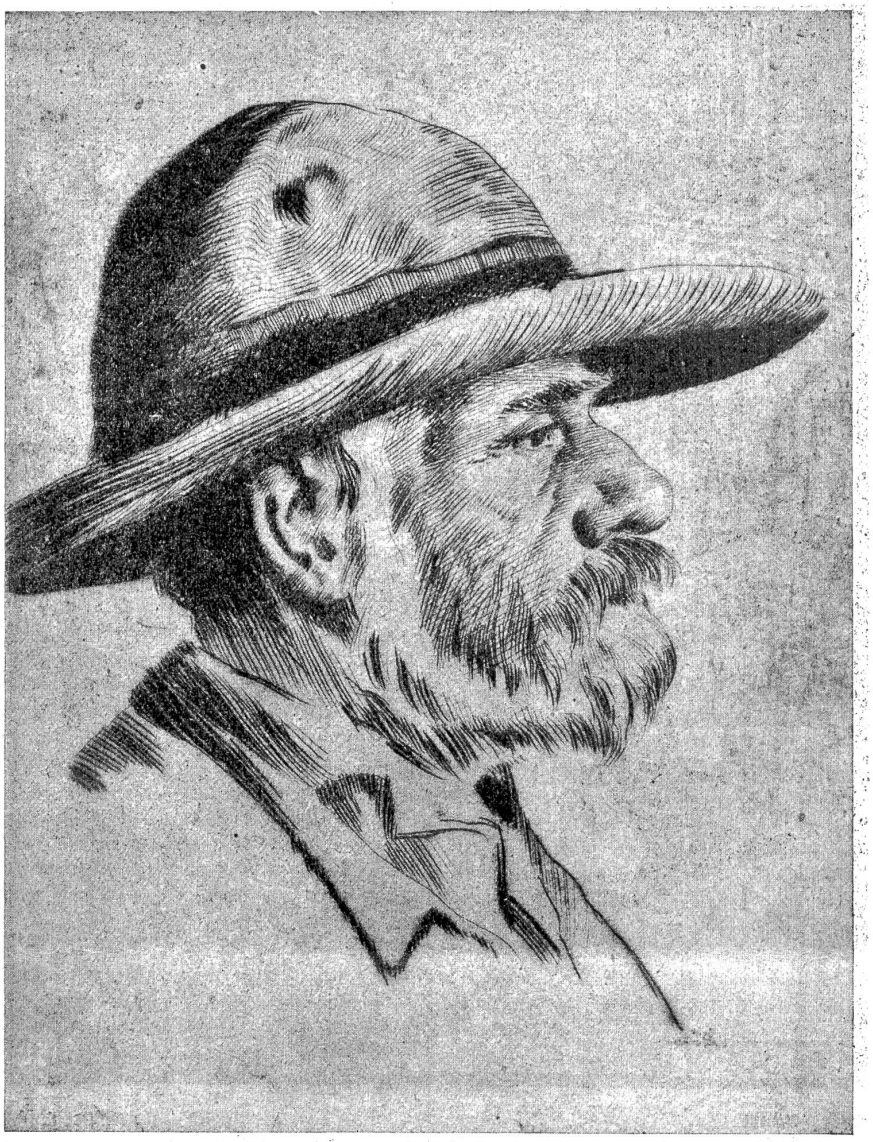
Als wir bis zu den Spitalerhütten emporgekommen waren, wurde der Nebel, der uns eingehüllt hatte, ein wenig grau, so daß wir die Laternen auslöschen konnten. Die gar kleinen Hütten lagen öde und still da, halb vergraben im Schnee. Wir wollten in eine derselben dringen, um auf Genossen zu warten, aber der Eingang war ganz und gar verschneit, und wie wir durch die Fensterlücken bemerken konnten, lag auf dem Tische, auf dem Herde der Schnee, und ein paar Töpfe auf dem Schrank hatte der Frost gesprengt.

Wir eilten weiter. Der Schnee wurde lockerer, aber stellenweise auch seichter, und unsere gefrorenen Stiefel klangen, so oft sie an einen Stein schlugen. Als der Nebel licht geworden war, standen wir an der Ruine eines zerstörten Alpenhauses. Alles tot und starr. Ein scharfer Wind peitschte durch den Nebel und jagte Schneeflocken hin und her, und im Aufwirbeln des finsteren Gewölkes war es, als sollte zur Morgenstunde eine neue Nacht anbrechen.



Felix Valloton — Holzschnitt

(Klischee aus „O mein Heimatland“, Verlag G. Grunau, Bern).



Fritz Mock Radierung

(Klischee aus „O mein Heimatland")

Der Pfad, welcher von Spital nach Rettenegg führte, war nicht mit Stangen bezeichnet, weil derselbe zur rauhen Jahreszeit überhaupt nicht begangen wurde. Es vergingen die Wintermonate, ohne daß auch nur ein Mensch auf diese Höhen kam.

Mein Begleiter und ich standen nun allein mitten in dem Schneegestöber, welches uns in Dunkelheit und feine Flocken einhüllte und ganz so tat, als sollten wir in kürzester Zeit begraben sein unter dem Schnee, so wie das Zirmgesträuche begraben war, ohne daß auch nur ein Zweiglein an die Oberfläche ragte. Keiner der Suchenden war uns bis zum hohen Stuhleck hinan gefolgt, und mein Begleiter sagte jetzt, es sei ganz unmöglich, daß der Knabe hierher gekommen wäre. Er habe, wenn er schon nach Rettenegg gehen wollte, sicher eine ganz andere Richtung eingeschlagen, denn so viel er — der Knecht des Rochusberges — sich erinnere, sei an jenem Herbsttage die Christiana mit dem Knaben spät in der Nacht von Rettenegg nach Spital gekommen; wenn sie auch noch bei Sonnenschein aufs Stuhleck gekommen wären, so hätten sie doch den Weg abwärts und durch den Kaltenbachgraben im Finstern machen müssen.

„So ist der Weg dem Knaben vollständig fremd," meinte ich.

„Das wird sein," sagte der Knecht.

Mit Mühe fanden wir uns in dem von Minute zu Minute wilder werdenden Gestöber zurecht, mit Mühe und Gefahr erreichten wir den Kaltenbach. Der neue, flaumige Schnee ging uns stellenweise bis an die Hüften, es war schon nach Mittag, als wir erschöpft in Spital anlangten. Wir hatten gehofft, daß der Knabe mittlerweile aufgefunden worden sein würde. Aber die Leute waren unverrichteter Dinge zurückgekommen und einige derselben waren, nachdem sie sich ein wenig gestärkt hatten, wieder davongegangen, um den Vermißten zu suchen.

Die Christiana hatte sich bereits auf den weiten Umweg über das Mürztal und den Alpsteig gemacht, um Rettenegg zu erreichen und dort zu fragen, ob ihr Kind nicht angekommen wäre? Und auf diesem Wege, mitten in den Wäldern des Alpsteigs, ist ihr der Bote aus Rettenegg begegnet. Der wollte nach Spital zum Rochusberger und berichten, daß in der vorigen Nacht der sechsjährige Knabe der Magd Christiana mitten im Schnee und Wind mutterseelenallein in Rettenegg angekommen sei. Er hätte an der Tür des Ziehhofers geklopft, wo die Christiana das vorige Jahr im Dienste gewesen, er hätte nach seiner Mutter gefragt und dann sei er, bevor die Leute des Ziehhofers noch ein Wort von ihm herausbringen konnten, umgesunken und eingeschlafen. Morgens, als der Bote fortging, habe der Knabe in dem ihm bereiteten Bette noch geschlafen.

Hierauf ging der Bote nach Spital, zu sagen, daß sie nicht mehr länger suchen sollen; die Christiana eilte nach Rettenegg, wo sie spät abends ankam. Der Knabe schlief noch immer, aber sein Atem ging ruhig und seine Wangen waren leicht gerötet. Jetzt erst fing die Magd an zu weinen, und weinte so heftig und heiß, daß die Leute an sie herantraten und sie zu beruhigen suchten, aus Besorgnis, sie würde vor Aufregung erkranken. In der Angst, im bittersten Herzweh war sie still, schien gefaßt und ergeben, jetzt im unmeßbaren Glücke ob des wiedergefundenen Kindes brachen die Gewalten des Frauenherzens durch.

Am drittnächsten Tage kamen Mutter und Kind über den Alpsteig und Mürzzuschlag wohlbehalten in Spital an. Der Knecht des Rochusberger soll vor der Christiana niedergekniet sein und ihr seinen ganzen Jahrlohn angeboten haben für die Angst, die er ihr durch seine „Unsinnigkeit" gemacht. Sie sagte: das wäre mit Gut und Geld nicht zu

zahlen, aber sie habe ihr Kind wieder und so sei alles vergessen.

Wir alle gingen, den Knaben anzusehen — es war ein sehr schöner, aufgeweckter Junge. Als wir ihn fragten, wie er denn nach Rettenegg hinübergekommen sei, antwortete er, er sei hinübergegangen.

„Auf welchem Wege?" „Ueber den hohen Berg, wo mich die Mutter einmal herübergeführt hat." „Kind! und hast du den Steig gefunden? Bist du denn nicht über die Felsen gestürzt?" „Ich habe nichts gesehen, es ist finster gewesen." „Und bist du denn nicht erfroren?" rief der Rochusberger.

„Ich bin schnell gegangen." „Und hast uns nicht schreien gehört?" „Es ist der Wind so stark gewesen." Weiter wußte er nichts anzugeben. So sagten die Leute: Hier sei ein Mirakel geschehen und der Schutzengel habe ihn geführt.

Im Tale war Schneien und Trübnis tage- und tagelang; was auf dem hohen Berge vorging, auf welchen das schwere Gewölbe des Himmels niedergesunken, das ist dem menschlichen Auge verhüllt gewesen.

Aus: „Ernst und Heiter" von Peter Rosegger. Der Verfasser der „Waldbauernbuben-Geschichten" erzählt in diesem Buche mit unnachahmlicher Kunst von seinen Jugenderlebnissen, gleich vergnüglich und erbaulich für Jung wie Alt. Das Buch sei unsern Lesern bestens empfohlen. Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

Karl Itschner (Klischee aus „O mein Heimatland") **Im Kinderzimmer**

Unsere Festzeiten im bernischen Brauch und Volksglauben.

Von Fritz Schwarz, Schwarzenburg.

Wann feiern wir Neujahr? Wieder am 1. Januar wie schon letztes Mal? So fragen scherzhafterweise die Kinder, wenn ein neuer Kalender, „die neui Brattig", ins Haus kommt. So albern die Frage auch klingt, so hat sie doch ihre tiefe Berechtigung, denn oft, ja meist, beginnt ein wichtiger Lebensabschnitt nicht mit dem Jahreswechsel, sondern im Frühling, beispielsweise mit dem Beginn des neuen Schuljahres, auf welchen Tag das Gefühl, einen Zeitwechsel zu erleben, auch viel stärker ist als um das Neujahr herum.

Jeder Tag kann für uns einen „Wechsel" bringen — und wer, um ihn einzulösen, stets die richtige Münze bereit hat, ist Sieger im Kampf ums Dasein. Abgesehen aber von diesen nur für den einzelnen wichtigen Uebergängen, fanden im Laufe der Zeiten eine Anzahl Verschiebungen des Jahresbeginnes statt, daß die Kinderfrage auch anders einen Sinn hat.

Eine dieser Verschiebungen ist noch heute im Volksbewußtsein nicht vergessen: die durch den Papst Gregor XIII. im Jahr 1582 durchgeführte Aenderung der Zeitrechnung. Der Unterschied zwischen dem julianischen und dem gregorianischen Kalender beträgt nun 13 Tage, die Mordtat in Serajewo fand z. B. für die Russen nicht am 23. Juli 1914, sondern am 10. Juli statt.

Ich erinnere mich noch aus meiner Jugendzeit, daß am „alten heiligen Tag" kein Pferd gebraucht, ja kaum recht aus dem Stall genommen werden durfte. Das war am 5. Januar. Heute ist der „alte heilige Tag" am 6. Januar und das alte Neujahr am 13. desselben Monats, während es bis 1900 auf den 12. Januar fiel. Dies rührt daher, daß wir im Jahr 1900 den Schalttag ausfallen ließen und so gegenüber den Anhängern des julianischen Kalenders wiederum einen Tag vorrückten. So wenig wie die alte Weihnacht wurde das alte Neujahr durch Arbeit entweiht. Besondere Rücksicht wurde immer auf die Tiere genommen. Eine ähnliche Erscheinung finden wir in der Umgebung von Wahlern. Dort wird am Samstag, besonders nachmittags, nicht gepflügt. Ob dort Sabbatisten diesen Brauch eingeführt haben, war bisher nicht zu ermitteln. sonderbar ist nur das, daß Arbeiten, bei denen keine Zugtiere gebraucht werden, unbedenklich ausgeführt werden dürfen und auch stets ausgeführt werden. Immer, wenn wir im bernischen Volksbrauch ein Arbeitsverbot haben, wird es viel strenger auf die Tiere, vor allem auf die Pferde, als auf die Leute angewendet, im Grunde ein schöner Zug, wenn er auch auf heidnische Zeiten zurückgehen mag, da man an den Tagen der Götter deren heilige Tiere nicht gebrauchen durfte. In der „alten heiligen Nacht", also in der Weihnacht des julianischen Kalenders, der im